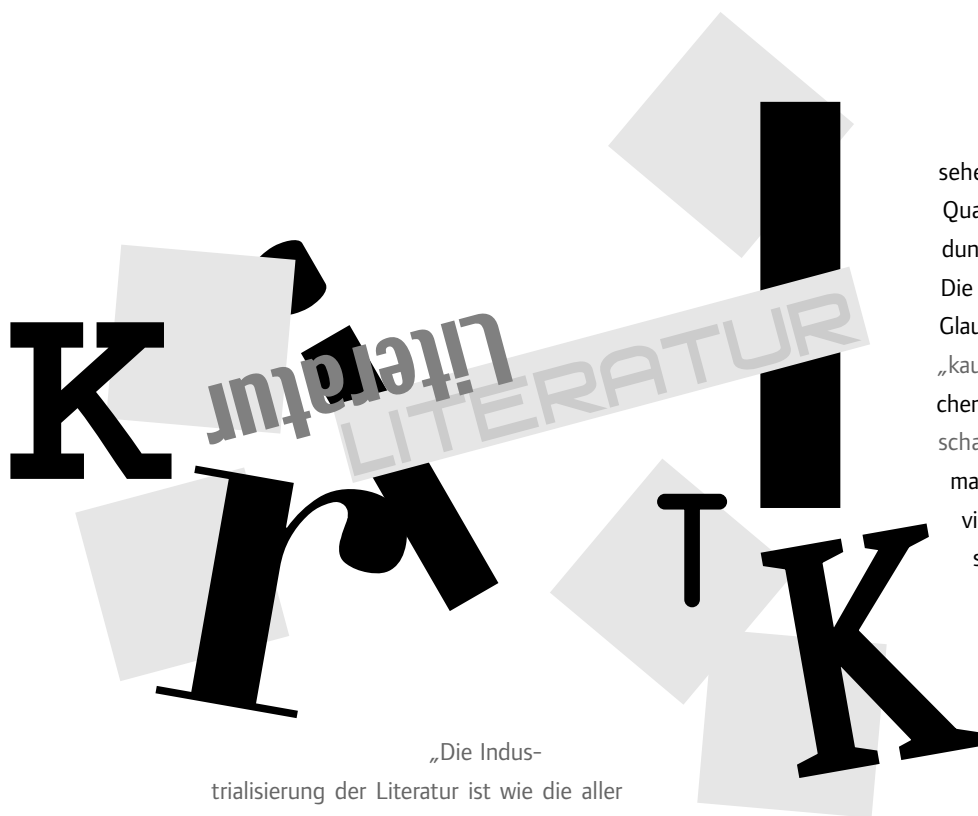


Begreifen, was uns ergreift

Zur Literaturkritik heute

Autorin: Daniela Strigl



„Die Industrialisierung der Literatur ist wie die aller Künste nahezu vollkommen – Außenseiter haben es sehr, sehr schwer. Was die deutsche Buchkritik anlangt, so ist sie auf einem Tiefstand angelangt, der kaum unterboten werden kann. Das Lobgehudel, das sich über die meisten der angekündigten Bücher ergießt, hat denn auch zur Folge gehabt, dass die Buchkritik kaum noch irgend eine Wirkung hervorruft: Das Publikum liest diese dürftig verhüllten Waschzettel überhaupt nicht mehr, und wenn es sie liest, so orientiert es sich nicht an ihnen.“

Diese pessimistische Einschätzung stammt von Kurt Tucholsky – und aus dem Jahr 1931. Von der Krise der Kritik ist also schon länger die Rede. Die Krise ist nur zum Teil eine ihrer Wirksamkeit. Es ist ein offenes Geheimnis, dass auch sehr gute Besprechungen in den großen deutschen und Schweizer Feuilletons eine nur bescheidene Auswirkung auf die Verkaufszahlen der Bücher haben. Eine Empfehlung in der Zeitschrift „Brigitte“ bringt da schon wesentlich mehr, unschlagbar effizient sind Tipps im Fern-

sehen, sei es das einstige „Literarische Quartett“ oder Elke Heidenreichs Sendung „Lesen!“.

Die Krise der Kritik ist auch eine Krise ihrer Glaubwürdigkeit. Kurt Tucholsky hat von „kaum verhüllten Waschzetteln“ gesprochen und von „Lobesversicherungsgesellschaften auf Gegenseitigkeit“. Heute macht man sich die Mühe der Verhüllung vielfach gar nicht mehr. Die Buchbesprechung ist vor allem in den Hochglanzmagazinen vom Buchtipp verdrängt worden, der naturgemäß kein Für und Wider erörtert, sondern eine Kaufempfehlung darstellt. Warum sollte das Publikum den Lesetipp nicht als Werbeeinschaltung, also als Kaufappell ohne Wahrheitsanspruch, auffassen, sondern als kompetenten Ratschlag, dem zu trauen ist? Der Vertrauensgrundsatz im Literaturverkehr funktioniert wohl nach wie vor in einem Wechselspiel aus Tipp und herkömmlicher Rezension. Nur dort, wo auch Raum für die ausführliche Auseinandersetzung ist, kann der Kritiker überhaupt jene Kompetenz gewinnen, die ihn quasi zum Kurzurteil berechtigt.

Die Kritikerin Sigrid Löffler, heute Herausgeberin der Berliner Zeitschrift „Literaturen“, hat in diesem Zusammenhang von einem „fortgesetzten Eiertanz“ gesprochen: „Die Buchindustrie möchte, dass der Kritiker für sie Reklame macht, aber als PR-Agent ist der Kritiker für sie wertlos.“ Verlage wie Autoren brauchen die Kritiker als Lotsen im unübersehbaren Meer der Neuerscheinungen und nehmen dafür in Kauf, dass jene sich unberechenbar gebärden. Es ist eine Art Narrenfreiheit. Auch die Geschäftsstörung frommt im Literaturbetrieb letztlich dem

Geschäft. So wurde Günter Grass' Roman „Das weite Feld“ trotz oder sogar wegen der schlechten Kritik von Marcel Reich-Ranicki (er hatte auf dem Titelblatt des „Spiegel“ demonstrativ das Buch zerrissen) zum Bestseller. Der Markt ist allgegenwärtig und die kritisierende Stimme geht in seinem Lärm unter.

In jüngster Zeit hat Volker Weidermanns „Eine kurze Geschichte der deutschen Literatur von 1945 bis heute“ (Kiepenheuer & Witsch, 2006) eine Debatte über Form und Status der Literaturkritik ausgelöst. Weidermann, Feuilletonchef der „Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung“, selbst Mitte Dreißig, porträtiert darin 135 Autorinnen und Autoren der deutschsprachigen Literatur. Er will mit aller Leidenschaft das „oftmals trockene Geschäft der Literaturkritik populärer machen“. Dabei hat er nicht nur ein Faible für Dichterinnen mit der Aura eines zerbrechlichen Fräuleins, sondern auch für Dichter mit dem Image des zornigen jungen Mannes. Sie bieten dem Kritiker die Identifikationsfläche für sein überbordendes Ego, ihnen eifert er nach, ihnen nähert er sich an, auch stilistisch. Das Ziel ist, im Sinne der historischen Rollenverteilung zwischen dem Kritiker und dem Dichter, die Vereinigung des Parasiten mit dem Wirt.

Der Literaturkritiker Hubert Winkels warf Weidermann in der „Zeit“ vor, es gehe bei ihm leider „nur am Rande um Literatur, das heißt um Texte, um Machart, Form, Sprache und Dramaturgie“, wichtiger seien die Dichter-Biographien. Winkels konstatiert eine Zweiteilung der Kritikerzunft: in „Emphatiker“ und „Gnostiker“: „Die Emphatiker sind die mit dem unbedingten Hunger nach Leben und Liebe; Gnostiker sind die, denen ohne Begreifen dessen, was sie ergreift, auch keine Lust kommt.“

Kriterien des Urteils

„Wie wird man Theaterkritiker?“, fragte der große österreichische Kritiker Alfred Polgar und gab selbst die Antwort: „Ganz einfach: indem man Theaterkritiker wird.“ Theateraufführungen oder Bücher zu kritisieren ist auch heute vor allem learning by doing. Das Wort „Kritik“ kommt vom griechischen „krinein“, unterscheiden. Kritik üben heißt vergleichen und auslesen. Das hat auch eine politische Dimension: In Diktaturen gedeiht die Kritik nicht – hier dürfen ohnehin nur vom Regime abgesegnete Werke vorgestellt werden. Lob ist Pflicht, und kritisches, also Gut und Schlecht unterscheidendes Denken, ist nicht erwünscht. So hat Reichspropagandaminister Joseph Goebbels für die Zeitungen Nazi-Deutschlands konsequenterweise die Abschaffung der „Kritik“ verfügt, die man mit den Attributen „negativ“, „zersetzend“ und „jüdisch“ verband. Erlaubt war nur noch die „Kunstabstrachtung“.

Um Texte bewerten zu können – und darum geht es letztlich – sollte man ihren Kontext kennen. Kein Autor schreibt sein Werk auf ein ganz leeres Blatt. Die Frage nach den Kriterien des Urteils ist nicht einfach zu beantworten. Schön ist in der Literatur auch das Dissonante, das Schmucklose und, ja, das Häßliche. Entscheidend ist dabei, ob Gehalt und Form im literarischen Werk zu einer Symbiose finden, ob es „Grazie“ hat. Und die hat es, wenn es ihm „geglückt ist, aus dem Bereich des Sozialen in den Bereich des Ästhetischen zu gelangen“ (Franz Schuh). Die Qualität eines Textes wird niemals von der guten Absicht garantiert oder vom politischen Anliegen. Immer kommt es in der Kunst auf das Wie der Darstellung an.

Als Literaturkritikerin interessiert mich die Materialität der Sprache, ihr Klang, ihr Rhythmus, ihre Metaphorik. Von einem Sprachkunstwerk erwarte ich, dass es nicht auf ausgetretenen Pfaden wandelt. Finde ich ein Buch großartig, dann kann ich sicher eine Reihe von Argumenten dafür anführen. Letztlich ist es aber ein Geschmacksurteil, ein Urteil also, das sich nicht nur auf den Verstand gründet, sondern auch auf das Gefühl. Und je grandioser die Wirkung eines literarischen Werkes, desto schwerer ist dieser Gefühlsanteil festzumachen. So ähnlich wie bei einem großen Burgunder: Auch da kann der Kritiker das Geschmackserlebnis gewiss detailliert beschreiben. Um zu wissen, was er meint, muss man den Wein freilich kosten.

Als Zeitungsleserin leide ich vor allem unter der Langeweile, die viele Rezensionen verströmen. Das allzu Forsche vieler Kritiker andererseits mag ein Symptom für mangelndes Selbstbewusstsein sein. Mit der Krise des Bürgertums ist das Bildungsniveau bei Schreibenden wie Lesenden gesunken, Anspielungen, die vor dreißig Jahren noch auf fruchtbaren Boden gefallen wären, werden heute gar nicht mehr verstanden. Franz Schuh hat, ganz pragmatisch, die Literaturkritik als „ästhetische Sozialarbeit“ bezeichnet: Letztlich gehe es darum, mit der Scheidung von guten und schlechten Büchern Lesern und Leserinnen bei der Schonung ihrer kostbaren Lebenszeit zu helfen. Aber natürlich verrichtet der Literaturkritiker auch einen Dienst an sich selbst: Wer Kritiken schreibt, wer über Bücher nachdenkt, lernt etwas, macht Entdeckungen – und erlebt bisweilen auch das Glück wirklich großer Literatur.



► **Dr. Daniela Strigl** ist Literaturwissenschaftlerin und -kritikerin, u. a. für „Der Standard“, Ö1, „F.A.Z.“. 2001 Österreichischer Staatspreis für Literaturkritik, seit 2003 Mitglied der Jury des Ingeborg Bachmann-Preises, Klagenfurt.